

(99); dass allein dies das „Schisma“ (98) von Dogmatik und Exegese überwinden kann, liegt für diejenigen auf der Hand, die dieser Argumentation folgen können.

Kapitel 5, „Nur Diskurse. Nur?“ (100–121), greift die Diskurstheorie Michel Foucaults auf, auf die als „Werkzeugkiste“ (102) in vier anschaulichen Schritten Bezug genommen wird – mit dem Ergebnis: „Wenn die Dogmatik die Krise, in die sie seit der Aufklärung geraten ist, überwinden möchte, wird sie jedenfalls lernen müssen, dass sie keinen Monopolanspruch auf die Feststellung der einzig gültigen Wahrheit hat. Ihre Diskurse stehen nicht über, sondern *neben* anderen Diskursen.“ (120) Man ahnt, hier ist ein Nerv getroffen, der in Kapitel 6, „Die Diskurse der Narrative“ (122–167), breit entfaltet wird. Die Fragen: „Wer spricht? Wer spricht in der Tora? Wer in den Sprüchen der Propheten? Wer spricht in den Evangelien? Wer in den Konzilsbeschlüssen? Wer spricht aus den Diskursen?“ (122) Die Beispiele: Der Gott des Exodus, Opfer, Messias, Der Gang über den See. Der Vorschlag: „Einfach gesagt könnte ich mir vorstellen, dass die Diskursanalyse zu einer Art Gelenk zwischen Exegese und Dogmatik werden könnte.“ (161) Die Beobachtung: „Nur wenn man über etwas streiten kann, kann man selbst auch eine Position dazu einnehmen, an die man glaubt.“ (166)

Das letzte und knappe Kapitel 7 (168–179), auf welches die Auflistung zitierter und erwähnter Literatur und das Personenregister folgen, ist ein Plädoyer: „Nicht aufhören zu erzählen“. Dafür wird der Schriftsteller Peter Bichsel ebenso bemüht wie Bert Brecht (vgl. 173). Erzählen soll nicht „Inhalte“ relativieren. Aber mit dem in diesem Buch wiederholt bemühten Gewährsmann Johann Baptist Metz († 2019), dem zufolge das Christentum „nicht primär eine Interpretations- und Argumentationsgemeinschaft, sondern eine Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft“ (176) ist, kommt der Verf. zu der Feststellung: „Das Erzählen ist das Rückgrat des Glaubens wie auch aller ernsthaften Theologie.“ (ebd.) Friedrich Wilhelm Marquardt († 2002) fragte, „ob nicht statt Definition und Begriff, Logos und Logik, Prinzip und Sein das Erzählen von Geschichten ins Dogmatische gehört“ (177). Der Verf. meint: „Dass sich das überkommene jüdenfeindliche Christentum nicht mehr erzählen, nicht mehr wirklich verkündigen lässt, ist indessen mehr Hoffnung als Niedergang.“ (179) Er empfiehlt dazu abschließend, was er zuvor (vgl. 152–161) breit ausgedeutet hatte: „sich auf den Weg über das Wasser zu machen“ (179). Sein grandioser Essay macht deutlich, dass er in einer (Wieder-)Entdeckung des jüdischen Jesus mehr Chancen für eine tragfähige Zukunft des Christentums sieht als in aktuellen Reformprogrammen.

A. R. BATLOGG SJ

DIE BESCHNEIDUNG JESU. Was sie Juden und Christen heute bedeutet. Herausgegeben von *Jan-Heiner Tück*. Freiburg i. Br.: Herder 2020. 408 S., ISBN 978-3-451-38643-5 (Hardback); 978-3-451-83643-5 (PDF).

Die Beziehungen zwischen Christen und Juden waren in den hinter uns liegenden Jahrhunderten nicht einfach, nicht stabil. Umso bedeutsamer war es, dass die katholische Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil, im 4. Kapitel der Erklärung „*Nostra aetate*“, die vielen substantiellen Gemeinsamkeiten zwischen ihr und dem Volk der Juden herauszustellen gewagt hat. Dazu passte es allerdings nicht, dass bald darauf im liturgischen Kalender das am 1. Januar, also dem Oktavtag von Weihnachten, seit eh und je gefeierte Fest der Beschneidung des Herrn ersetzt wurde durch das Fest sowohl der Namensgebung Jesu als auch der Gottesmutter Maria. Diese Inkongruenz zu überwinden war die Absicht von Jean-Pierre Sonnet und Christian M. Rutishauser und dann vieler anderer, die sich ihnen anschlossen. Sie veröffentlichten im Oktober 2009 eine „Petition zur Wiederherstellung des Fests der Beschneidung des Herrn am 1. Januar, verbunden mit dem Fest der Namensgebung Jesu und jenem von Maria, der Mutter Jesu“. Diese Petition, erläutert durch eine von Rutishauser verfasste Einleitung sowie einen Kommentar und zusammen mit dem Vorschlag

für die entsprechenden Messformulare, ist im vorliegenden Band dokumentiert (zur Petition vgl. 376–380).

Die Anregung, das Fest der Beschneidung des Herrn für den 1. Januar wieder einzuführen, hat ein lebhaftes, meistens zustimmendes Echo ausgelöst. Gleichwohl ist ihr offiziell in der Kirche noch nicht entsprochen worden. Diese Situation bildet den theologischen und liturgischen Hintergrund für die Initiative, den vorliegenden Band zu konzipieren und zu publizieren. Sein Herausgeber, *Jan-Heiner Tück*, hat sich bereits in früheren Jahren nachdrücklich dafür eingesetzt, dass die Kirche verstärkt die ihr nun eröffneten Möglichkeiten, ihre Beziehungen zum Judentum zu festigen und lebendig zu gestalten, ausschöpft. Er hat sich auch das Anliegen der genannten Petition ausdrücklich zu eigen gemacht, wie der Beitrag zu erkennen gibt, mit dem der vorliegende Band eröffnet wird: „Beschneidung Jesu. Ein Zeichen gegen die latente Israelvergessenheit der Kirche“ (27–60). Dass Jesus am achten Tag nach seiner Geburt beschnitten wurde, ist biblisch genügend gesichert (vgl. Lk 2,21.27). Und dass er dann auch gelebt und gelehrt hat, was in diesem die Geschichte seines Volkes prägenden Zeichen angelegt war, zeigen die Berichte, die uns in den Evangelien überliefert sind. Ja, Jesus war Jude.

Was dies bedeutet und wie es in der Gemeinschaft der an ihn Glaubenden und ihm in der Kirche Nachfolgenden gelebt und immer wieder neu bedacht wurde, lässt sich schon aus den im Neuen Testament gesammelten Schriften erheben. *Michael Theobald* hat daran in seinem Beitrag „Christus – ‚Diener der Beschnittenen‘ (Röm 15,8). Der Streit um die Beschneidung nach dem Neuen Testament“ (96–144) erinnert. Dass schon im früheren Israel um die rechte Sinngebung der Beschneidung gerungen wurde, hat *Georg Braulik* nachgezeichnet: „Die Beschneidung an Vorhaut und Herz. Zu Gebot und Gnade des Bundeszeichens im Alten Testament“ (63–95).

In einer Reihe weiterer Beiträge geht es um theologiegeschichtliche, liturgiegeschichtliche, auch kunstgeschichtliche Erörterungen zur Frage des christlichen Umgangs mit der Erinnerung an die Beschneidung Jesu und damit an seine Verbundenheit mit seinem Volk und dessen Traditionen. Alle diese Beiträge genügen hohen wissenschaftlichen Ansprüchen.

Der vorliegende Band bringt über die Erörterungen hinaus, die sich auf die Beschneidung Jesu und ihre Beachtung in der kirchlichen Liturgie beziehen, noch einige Beiträge, die die heutige Praxis im Judentum betreffen. Die Beschneidung jüdischer Jungen, wenige Tage nach ihrer Geburt, ist ja eine im Judentum fest verankerte, bis heute fraglos praktizierte Tradition. Sie hat den Sinn, den Empfänger dieses Rituals in die auf Abraham, ja auf Gottes Verheißung zurückgehende Geschichte einzugliedern. Diese Praxis wird angesichts einer juristischen Debatte in Deutschland aus dem Jahre 2012 verteidigt. Schließlich deutet *Antje Yael Deusel*, die sowohl Rabbinerin als auch Urologin ist, in ihrem Beitrag „Brit Mila. Medizinische Aspekte eines Rituals“ (337–351) an, welche medizinischen Standards bei der Durchführung der Beschneidung zu beachten sind, damit sie nicht juristischen Vorgaben widerspricht.

Der Band präsentiert eine Fülle von Informationen und Reflexionen zu den Themen der Beschneidung Jesu sowie der Beschneidung in der Geschichte und der Gegenwart des Judentums und tut dies in zweifellos hochkompetenter und gleichzeitig nachvollziehbar stark engagierter Weise. Gleichwohl drängen sich dem Rezensenten aus der Perspektive der christlichen Theologie noch einige Fragen auf, die in den Texten dieses Bandes nicht oder kaum erörtert werden. Nur zwei Fragen seien angedeutet. Die erste Frage lautet: Wie ist der Tatbestand zu beurteilen, dass die durch die Beschneidung geschehende Eingliederung ins jüdische, auf Abraham zurückgehende Volk den Kindern männlichen Geschlechts vorbehalten ist? Anders gesagt, was bedeutet die Beschneidung bzw. Nicht-Beschneidung für die heilsgeschichtliche Stellung und Rolle der Frau im Judentum? Die zweite Frage lautet: Wie kann man der Tatsache gerecht werden, dass die Einfügung Jesu in das jüdische Volk, die durch seine bald nach seiner Geburt vollzogene Beschneidung geschah, kein isoliertes Ereignis war und blieb?

Der Prolog des Johannesevangeliums hat einen Vers, der einen knappen Hinweis auf den Weg und das Werk Jesu bedeutet: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen, die an seinen Namen glauben [...]“ (Joh 1,11 f.). „Sein Eigentum“ – das ist das Volk, in das hinein er geboren wurde, das ihn aber – zumindest in Teilen – auch entschieden ablehnte. Die Weise, wie Jesus den Kreuzestod auf sich nahm, öffnete neue Türen. Jene „alle“, die hier genannt werden, stammen nicht nur aus dem Judentum, sondern auch aus anderen Völkern. Nicht durch die Beschneidung treten sie in die Gemeinschaft dieser gottgewollten und -gewirkten Gemeinschaft, der Kirche, ein, sondern durch den Glauben und die in diesem Glauben gründende Taufe, die ihrerseits ihren Grund im *mysterium paschale* Jesu hat. In diesen Hinweisen deutet sich an, dass Jesus, der als Jude geboren wurde und durch seine Beschneidung in sein Volk eingefügt wurde, auf seinem Weg und durch sein Wirken Verheißungen erfüllt hat, die Israel von Anfang an auf seinem Gang durch die Geschichte ausmachen sollten. Schon Abraham war ja ausersehen worden, der Stammvater vieler Völker zu werden (vgl. Gen 18,18: „Abraham soll zu einem großen, mächtigen Volk werden, durch ihn sollen alle Völker der Erde Segen erlangen“). Dies alles bedeutet, dass es uns Christen nicht nur möglich, sondern aufgegeben ist, die Erinnerung an die Beschneidung Jesu so zu gestalten, dass deutlich wird, dass in der Kirche, die im Sinne der Israel gegebenen Verheißungen lebt und wirkt, die Taufe die Eingliederung in Gottes Volk erwirkt. Sie zu empfangen, sind die Menschen aus allen Völkern – und zwar nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen – eingeladen. Dies alles ist letztlich in der Beschneidung, die bei den Juden praktiziert wird und auch von dem Kind Jesus empfangen wurde, nach Gottes Willen angelegt. W. LÖSER SJ

VON ABBA BIS ZORN GOTTES. Irrtümer aufklären – das Judentum verstehen. Herausgegeben von *Paul Petzel* und *Norbert Reck* im Auftrag des Gesprächskreises Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Ostfildern: Patmos 2017. 207 S., ISBN 978-3-8436-0887-9 (Hardback); 978-3-8436-0930-2 (EPUB).

Von Lexika und Wörterbüchern darf man knappe und präzise Informationen erwarten, und seriöse Recherche ist nach wie vor unerlässlich, auch wenn heute viele den Gang zum Bücherregal scheuen und die Internetrecherche vorziehen. Dieses Nachschlagewerk, das griffbereit auf jeden theologischen Schreibtisch gehört, hat ein eigenes Selbstverständnis: Es ist laut Vorwort der beiden Herausgeber (9–18) „eine Sammlung von kurzgefassten Stichwörtern aus Gebieten, in denen Judentum und Christentum einander berühren“ (11). Die Verfasser sind 33 Autorinnen und Autoren, allesamt ausgewiesene Fachleute (u. a. Bibelwissenschaftler, Judaisten, Dogmatiker, Rabbiner), aber kein einziges der insgesamt 58 aufgenommenen Stichwörter trägt einen Verfassernamen, weil alle Texte allen zur Durchsicht und Kommentierung vorgelegt wurden, so dass an jedem Stichwort bis zu fünf oder mehr Personen mitgewirkt bzw. -geschrieben haben. Dieser Vorgang förderte neue Aspekte zutage und ließ neue lesbare Versionen entstehen, die nicht immer konsensfähig waren. Es handele sich um „Zwischenergebnisse aus Dialogen von Juden und Christen“ (13), wobei bei Meinungsverschiedenheiten nie Juden geschlossen auf der einen und Christen auf der anderen Seite gestanden hätten.

Die Hoffnung, „dass die Lektüre dieses Buches nicht nur eine Zumutung neuer und ungewohnter Sichtweisen ist, sondern auch das Vergnügen des Lernens und der Horizonterweiterung bereitet“ (15), ist bei mir eingetreten. Denn das Nachschlagewerk ist auch didaktisch ansprechend angelegt: Auf knappe Erstinformationen folgen zwei umfangreichere Abschnitte, „Diskussion“ und „Perspektiven“, gefolgt von neueren Literaturangaben. Das macht die Lektüre wirklich spannend, weil bei Stichworten wie „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ oder „Beschneidung“ – um nur zwei vom Beginn herauszugreifen – deutlich wird, wie vorurteilsbelastet viele Inhalte sind, wie viel im Fluss ist und wie wenig das bewusst ist. Beim Stichwort